

Leseprobe



Das Buch

Jill Murray ist eigentlich eine Weltenbummlerin. Zusammen mit ihrem Mann Seth wollte sie die Welt bereisen und fremde Kulturen entdecken. Bis Seth vor sieben Jahren einfach verschwand und sie mit ihrer kleinen Tochter allein zurückließ. Heute bringt Jill sich und Anastasia gleich mit drei Jobs alleine durch. Kein Wunder also, dass ihr Privatleben vor sich hin dümpelt.

Doch mit einem Mal wird alles anders: Plötzlich steht Seth wieder vor ihrer Tür, und als ob das nicht genug wäre, tritt auch noch ein neuer Mann in Jills Leben. Billy Sanders, seines Zeichens Fahrrad-Fabrikant, benötigt dringend ihre Hilfe. Billy ist seit langer Zeit der erste Mann, mit dem Jill sich eine Zukunft vorstellen könnte. Doch da hat sie die Rechnung ohne Seth gemacht, der buchstäblich alles tun würde, um seine Familie zurückzuerobern.

Die Autorin

Claire Cook hat in den USA bereits mehrere erfolgreiche Romane veröffentlicht. Ihr erstes Buch schrieb sie, während sie in ihrem Minivan darauf wartete, dass der Schwimmkurs ihrer Tochter endet. Heute lebt sie mit ihrem Mann und Hund in Scituate, Massachusetts.

Besuchen Sie auch die Webseite der Autorin:

ClaireCook.com

Von Claire Cook ist in unserem Hause bereits erschienen:

Der Walking Club

Claire Cook

FRÜHJAHRSPUTZ

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Barbara Ostrop

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Für alte Freunde,
neue Freunde
und Facebook-Freunde



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage November 2011
© für die deutsche Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© 2010 by Claire Cook
Titel der amerikanischen Originalausgabe: Seven Year Switch
(Hyperion/HarperCollins, New York, 2010)
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © Plainpicture / Heide Benser
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Palatino
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28320-3

Es ist nie zu spät, das zu sein,
was man hätte sein können.

George Eliot

Eins

Ich segelte gerade noch rechtzeitig ins Gemeindezentrum ein, um meine Schüler mit auf eine Reise nach China zu nehmen. *Eine kulinarische Reise um die Welt* hatte ich meinen Kochkurs getauft, und ich hasste es, dort verspätet aufzutauchen. Doch heute Morgen hatte Anastasia, meine Tochter, einen Teil ihres Schulprojekts zu Hause vergessen.

»Ach, Schätzchen«, sagte ich, als sie mich aus dem Schulsekretariat anrief. »Hat das nicht Zeit bis morgen? Ich wollte gerade zur Arbeit fahren.« Dabei versuchte ich, mir sämtliches Selbstmitleid zu verkneifen, aber manchmal war es für eine alleinerziehende Mutter logistisch ziemlich schwer.

»Mom«, flüsterte sie. »Ich habe eine Kuhweide gebastelt, und jetzt habe ich die *Kuh* vergessen.«

Tatsächlich erinnerte ich mich daran, die kleine Kuh beim Frühstück neben Anastasias Cornflakes-Schale weiden gesehen zu haben – aber wie sie von da in die Geschirrspülmaschine geraten war, blieb mir schleierhaft. Erleichtert, sie trotzdem aufgespürt zu haben, spülte ich sie unter dem Wasserhahn ab und ließ sie auf der Fahrt zur Schule an der Luft trocknen. Dann raste ich zum Gemeindezentrum.

Der Kurs, den ich dort jeden Montag von zwölf bis vierzehn Uhr gab, war zwar nicht gerade der anspruchs-

vollste Teil meiner Arbeitswoche, aber ich war froh, dass ich ihn hatte. Schließlich kam ich immer vor meiner Tochter nach Hause und allein das machte ihn im Wörterbuch meines Lebens zu einem echten Highlight. An manchen Tagen blieb mir sogar Zeit für eine Tasse Tee, bevor der Schulbus über die Straße heranrollte. Wer sollte meinen, dass eine Tasse Tee zum dekadentesten Teil eines Tages werden könnte?

Ich packte meine Einkäufe auf die Küchenarbeitsplatte und legte direkt los. »In der chinesischen Küche ist Ausgewogenheit wichtig. Das gilt sowohl für die Farben als auch für die geschmacklichen Komponenten und das Gefühl, das die Speisen im Mund hervorrufen.«

»Jetzt atmen Sie doch erst mal durch, Schätzchen«, sagte eine meiner Lieblingsschülerinnen. Sie hieß Ethel, hatte knallorangefarbene Lippen und trug ihr rotes Haar so sorgfältig frisiert wie die längst verstorbene Komikerin Lucille Ball. »Wir hauen Ihnen schon nicht ab.«

Ein Mann mit weißem Haar und ebensolchen Augenbrauen begann *On a Slow Boat to China* zu singen. Ein paar Frauen kicherten, und ich folgte Ethels Rat und holte einmal tief Luft.

»*Yum cha* ist eine der besten Möglichkeiten, um zu verstehen, was damit gemeint ist«, fuhr ich fort. »Wörtlich bedeutet *yum cha* ›Tee trinken‹, aber tatsächlich umfasst dieser Begriff noch viel mehr als den bloßen Genuss dieses Getränks. Er schließt auch das Essen von *dim sum* mit ein. Das sind ganz verschiedene leichte Gerichte, die in kleinen Portionen serviert werden, und die wir heute zubereiten werden.«

»*Mjam-mjam*«, machte ein Mann namens Tom. Seine

dicken Brillengläser waren mit Fingerabdrücken verschmiert, und er trug ein T-Shirt, auf dem stand: SCHALTEN SIE MORGEN WIEDER EIN, WENN SIE EIN NEUES T-SHIRT SEHEN WOLLEN.

»Hoffentlich«, sagte ich. »Jedenfalls hat auch *dim sum* verschiedene Bedeutungen: Natürlich heißt es ›Kleine Häppchen‹, es wird aber auch mit ›Herzensfreude‹, ›Dein Herz berühren‹ und sogar ›Kleines Stückchen Herz‹ übersetzt. Ich habe mich oft gefragt, ob Janis Joplin ihren berühmten Song *Piece of my heart* nach einem *dim-sum*-Gericht benannt hat.«

Als ich gestern Abend den Kurs vorbereitet hatte, war mir diese Anspielung als eine brillante und äußerst originelle interkulturelle Brücke erschienen, aber nun nickten alle einfach nur höflich.

Zunächst formten wir Klöße, Teigtaschen sowie Mini-Frühlingsrollen und gingen dann zur Produktion von Glückskekse über. Vanilletörtchen oder Mango-Pudding wären authentischere Desserts gewesen, aber Glückskekse fanden immer großen Anklang. Ich erklärte, dass die knusprigen, mit Salbei gewürzten Kekse einst in San Francisco erfunden wurden, und rechtfertigte meine Entscheidung für die Kekse daraufhin mit der Legende, dass die ursprüngliche Idee für Glückskekse aus dem China des dreizehnten Jahrhunderts stammt. Damals sollen chinesische Soldaten Botschaften auf Reispapier in Mondkuchen eingebacken haben, um ihre Verteidigungsmaßnahmen gegen die Mongolen aufeinander abzustimmen.

Gestern Abend hatte ich mit Anastasia kleine, weiße Papierstreifen ausgeschnitten, auf denen man die Schick-

salssprüche notieren konnte. Außerdem hatte ich weiße Einweghandschuhe für den Kurs besorgt, die ich nun an alle austeilte. Denn man musste die Kekse gleich nach dem Herausnehmen aus dem Ofen, solange der Teig noch formbar war, um die Zettel falten. Die Handschuhe verhinderten, dass die Kursteilnehmer sich die Hände verbrannten, und waren nicht so unhandlich wie Topflappen.

Außerdem sahen die Senioren damit aus wie gealterte Michael-Jackson-Imitatoren. Ein paar Frauen begannen, *Beat It* zu singen, während sie den Teig rührten, und nach einer Weile fielen alle ein. In der Gruppe war kein einziger brauchbarer Sänger, aber ein paar hatten den Moonwalk drauf.

Nachdem alle ein paar Kekse für zu Hause eingepackt hatten, legte jeder ein Exemplar in eine große Salatschüssel aus Bambusholz. Es gab noch mehr Gekicher, als wir die Schüssel auf dem langen, wackligen Holztisch herumschoben und einer nach dem anderen einen Keks herausnahm und den Schicksalsspruch vorlas, den ein unbekannter Mitschüler notiert hatte:

»Jetzt ist die richtige Zeit, um neue Freunde zu gewinnen.«

»Ein großes Abenteuer erwartet dich in nächster Zukunft.«

»Ein großer, dunkelhaariger Mann wird in dein Leben treten.«

»Du wirst den Boden vieler Länder betreten, vergiss also nicht, saubere Socken einzupacken.«

»Der, den du liebst, ist näher, als du meinst«, las Ethel vor. Ihr schwarzer Trainingsanzug war voller Mehl.

»Oho«, sagten die beiden Freundinnen, die den Kurs mit ihr besuchten. Eine von ihnen stieß ihr den Ellbogen in die Seite.

Die Glückskekse waren der Renner. Sie kamen enorm gut an. Was spielte es schon für eine Rolle, dass sich die Kursteilnehmer mehr für das Essen als für seinen kulturellen Ursprung interessierten? Gelegentlich fragte ich mich, ob sie sich auch angemeldet hätten, wenn ich die Kursbezeichnung von *Eine kulinarische Reise um die Welt* einfach zu *Essen* verändert hätte. Meine Klasse war das ganze Semester über größer geworden und kein einziger Teilnehmer war abgesprungen. Dabei waren angesichts der gegenwärtigen schwierigen Wirtschaftslage auch die Kurse im Gemeindezentrum nicht mehr so voll wie früher. Die beste Methode, um die eigene Veranstaltung vor der Streichung zu bewahren, bestand immer noch darin, für volle Kurse und glückliche Teilnehmer zu sorgen.

Ich langte nach dem letzten Glückskeks und sah dann auf die Uhr. »Hoppla«, sagte ich. »Sieht so aus, als wäre die Zeit um.« Dann stand ich auf und sah lächelnd in die Runde. »Okay, das war's für heute.« Ich nickte zu den Essenskartons hinüber, die ich dem Wirt des chinesischen Restaurants *Imperial Dragon* hatte abschwatzen können. »Vergessen Sie Ihre Kekse nicht und denken Sie dran: Nächste Woche essen wir in Mexiko.« Ich achtete darauf, es *Mehiko* auszusprechen.

»Tacos?«, fragte T-Shirt-Tom.

»Einfach abwarten«, trällerte ich, weil ich noch gar nicht über kommende Woche nachgedacht hatte. Die jetzige war Herausforderung genug.

»Nicht einmal eine Andeutung?«, fragte eine Frau namens Donna.

Ich schüttelte den Kopf und lächelte noch breiter.

Gemächlich machten sich meine Kocheleven auf den Weg. Sie dankten mir und verabschiedeten sich bis zur nächsten Woche, nahmen ihre Essenskartons bei den Metallgriffen und gingen zur Tür hinaus. Ein paar boten sogar an, mir beim Aufräumen zu helfen, aber ich lehnte dankend ab. Es ging schneller, wenn ich es allein machte.

Während ich die Arbeitsplatten noch einmal abwischte, ließ ich die letzten zwei Stunden im Kopf Revue passieren. Alles in allem hatte ich ein gutes Gefühl, auch wenn ich immer noch nicht begriff, warum der Scherz mit Janis Joplin nicht gezündet hatte.

Ich legte den Schwamm aus der Hand, griff nach einem Holzlöffel und wollte *Piece of my Heart* in mein imaginäres Mikrophon schmettern.

Doch als ich den Mund aufmachte, lief mir ein Schauer über den Rücken. Da stand ein Mann in der Tür. Er hatte dunkles, leicht gelocktes Haar, das ihm fast bis zu den Schultern reichte, und blasse, sommersprossige Haut. Groß und ein bisschen zu dünn, hielt er sich mit seinen langen Fingern am Türrahmen fest, als könnte ein starker Wind ihn über den Gang davonpusten.

Er trug verwaschene Jeans und das dunkelgrüne Hemd mit dem Guatemala-Emblem, das ich meinem Ehemann vor sieben Jahren geschenkt hatte. Kurz darauf hatte er uns verlassen.

Unmöglich.

Ich hatte tausend Mal von dieser Szene geträumt und sie auf hundert verschiedene Arten ablaufen lassen.

So viele Male hatte ich ihn geküsst oder ermordet, war leidenschaftlich oder gewalttätig gewesen, und hatte auch jede emotionale Spielart dazwischen durchexerziert.

»Jill?«, fragte er.

Meine Lippen waren wie erstarrt. *Das ist mein Name, nutz ihn nicht ab*, schoss es mir durch den Kopf. Als wollte mein Körper mir zeigen, dass mein Gehirn auch nicht mit voller Kraft arbeitete.

»Kann ich kurz mit dir sprechen?«

Mein Herz hämmerte wie wild und meine Hände begannen zu zittern, aber davon abgesehen, fühlte ich überhaupt nichts. Mir fiel ein, gelesen zu haben, dass in Extremsituationen das Nachdenken zugunsten primitiverer Reaktionen aussetzt.

Ich nahm die Schüssel in die Hand, holte tief Luft und schätzte die Entfernung zwischen uns ab. Einen Augenblick lang stellte ich mir vor, wie meine Füße mich an ihm vorbeitragen würden – raus aus dem Gebäude, rein in mein Auto und dann sicher nach Hause. In einer Extremsituation heißt es schließlich Kampf oder Flucht, und bei mir gewann gerade eindeutig die Flucht.

»Nein«, erwiderte ich endlich. »Das kannst du nicht.«

Er folgte mir in sicherer Entfernung zum Wagen hinaus. Ich schloss auf und drückte die Schüssel gegen meine rechte Hüfte, während ich die Tür meines zerbeulten, alten Toyota öffnete.

»Wie geht es ihr?«, fragte er. »Wie geht es Asia?«

»Sie heißt Anastasia.«

Aber es war zu spät. Mit einem einzigen, nur vier Buchstaben langen Kosenamen hatte er alles wieder

lebendig gemacht: Während meiner Schwangerschaft waren wir auf der Suche nach dem perfekten Namen für unsere ungeborene Tochter wieder und wieder unsere Familienstammbäume durchgegangen, bis aus einem Meer von Sarahs, Claras und Helens Anastasia aufgetaucht war, eine längst vergessene Verwandte auf Seths Seite. Da wir keine Details aus ihrem Leben kannten, erfanden wir sie selbst. Unsere Tochter wäre Anastasia, die verschollene russische Prinzessin. Manchmal stellten wir uns vor, sie sei, kaum der Revolution entkommen, so lange erstarrt, bis die perfekten Eltern ihr ein neues Leben schenken konnten. Dann wieder kam sie durch einfache Reinkarnation zu uns. Wir machten es uns auf unserer schäbigen Couch vor dem geerbten Fernseher bequem und sahen den Zeichentrickfilm *Anastasia* so oft an, dass wir den Film praktisch mitsprechen konnten.

Doch als sie zur Welt kam, gab Anastasia der Geschichte ihren eigenen Dreh. Ihr Genpool mit Vorfahren aus Irland, England, Schottland, Italien und Portugal hatte ihr außergewöhnliches, seidenglattes, schwarzes Haar und exotische, mandelförmige Augen beschert. Und so gaben wir ihr den Kosenamen Asia – *Asien*: ein Kontinent, den wir liebten und wo wir uns kennengelernt hatten.

Ich schloss die Augen. »Sie ist zehn«, sagte ich. »Es geht ihr gut, und mir geht es auch gut. Lass uns in Ruhe, Seth. Lass uns verdammt noch mal einfach in Ruhe.«

Als ich die Augen wieder aufschlug, ging er schon weg.

Erst als ich die Hände aufs Steuerrad legen wollte, fiel mir auf, dass ich immer noch meinen Glückskeks hielt.

Er war vollkommen zerbröselt und der schmale Papierstreifen in seinem Inneren hatte sich in ein mit Krümeln und Schweiß bedecktes Knäuel verwandelt. Ich faltete ihn auf.

Etwas, was du verloren hast, wird bald wieder auftauchen.

»Danke für die Warnung«, sagte ich.

Zwei

»Freundinnen unterwegs«, flötete ich in mein Headset, während Anastasia sich mit ihren Stäbchen noch eine Teigtasche schnappte. »Fabelhafte männerfreie Wohlfühlreisen in Nah und Fern. Wann waren denn *Sie* zum letzten Mal mit *Ihren* Freundinnen unterwegs?«

»Hallo«, vernahm ich eine Frauenstimme am anderen Ende der Leitung. »Spreche ich mit einem echten Menschen?«

Das war wahrscheinlich eine berechtigte Frage, aber ich entschloss mich trotzdem für die kurze Antwort. »Ja«, sagte ich. »Hier ist Jill, eine der Kulturberaterinnen von *Freundinnen unterwegs*. Meine Kolleginnen und ich helfen Ihnen vierundzwanzig Stunden am Tag und auch an den Wochenenden, um die Reise Ihrer Träume zu planen. Was kann ich für Sie tun?«

»Nun ja, meine Freundinnen und ich erwägen eine Reise in die Dominikanische Republik, aber eine Kollegin von mir hat gesagt, sie wäre dort in einem All-inclusive-Hotel gewesen und hätte tatsächlich eine Ratte auf ihrem Zimmer gesehen, und Ratten, das geht gar nicht. Können Sie mir ein rattenfreies Zimmer garantieren? Schriftlich?«

Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich ihr ein rattenfreies Zimmer in New York garantieren konnte, wollte aber nicht darauf herumreiten. Anastasia nahm unter-

dessen ihren Teller und schob ihren Stuhl zurück. Ich verengte meine Augen zu kleinen Schlitzern und warf ihr einen wütenden Mutterblick zu.

»Nun«, erwiderte ich, »wenn Sie sich die Nager vom Leib halten wollen, können wir in nächster Zeit auch eine Italiientour anbieten. Inklusive eines ganzen Tages an Strand 134, auch *rosa Strand* genannt, weil es der offizielle Frauenstrand an der adriatischen Küste ist. Komplett männerfrei.«

Ich wartete auf ein Lachen. Nichts. Anastasia ging auf Zehenspitzen aus der Küche. Ich stampfte mit dem Fuß auf. Sie ging weiter.

»Schon allein die Schilder dort sind den Besuch wert«, sagte ich. »Es gibt da so ein riesiges Plakat mit einer italienischen Version des Marlboro-Manns in einem altmodischen Badeanzug, der gerade eine Frau anbaggern will, und der ist dick und fett durchgestrichen.«

Natürlich hatte ich dieses Schild nie wirklich gesehen, aber ich hatte das Foto in unserer Broschüre untergebracht und es außerdem auf unsere Website geladen.

»Ich weiß nicht recht«, entgegnete die Frau. »Ich wette, die Kerle belästigen einen trotzdem, sobald man den Strand verlässt. Und gibt es in Italien nicht ebenfalls Ratten?«

Ich zwickte ein kleines Stück meiner Teigtasche ab und warf es mir in den Mund.

Dann bedeckte ich die Sprechmuschel mit der Hand und schluckte rasch. »In Orlando ist es um diese Jahreszeit auch sehr schön«, sagte ich schließlich.

»Ich weiß nicht recht. Wir wollten wirklich eine fremde Kultur kennenlernen.«

Ich rollte die Augen und nahm mir noch etwas von der Teigtasche. »Sie könnten Disney-World besuchen.«

»Das stimmt. Okay, empfehlen Sie dann eher die *Internationale Disney-Schlafanzugparty* oder das *Kissimmee-Multithemenpark-Abenteuer*?«

In vieler Hinsicht hatte dieser Job mir das Leben gerettet, und ich wusste, was für ein Glück es war, dass ich ihn hatte. Joni Robertson, die Besitzerin von *Freundinnen unterwegs*, zahlte mir so viel, dass ich fast über die Runden kam, und übernahm außerdem die Hälfte von Anastasias und meiner Krankenversicherung. Sie hatte mir auch einen Computer als Ersatz für mein vorsintflutliches Modell geschenkt und kam sogar für die Hälfte meiner Handy-Rechnung auf, damit sie die Anrufe für das Reisebüro auf meine Nummer weiterleiten konnte. Aber das Beste war, dass ich den größten Teil meiner Arbeit von zu Hause aus erledigen durfte und sie mir bei der Planung so viel Flexibilität ließ, dass ich noch andere Jobs nebenher annehmen konnte.

Ohne Joni hätte ich es nicht geschafft. Wäre ich Königin der Welt, würde ich diese ganzen Oscars und Grammys abschaffen und nur Preise an Frauen verleihen, die anderen Frauen helfen.

Sicher, ich hatte erwartet, an diesem Punkt meines Lebens die Karriereleiter als Kulturberaterin etwas höher erklommen zu haben. Nach meinem Abschluss in Internationaler Verwaltung und Soziokultureller Anthropologie hatte ich mich als Pionierin auf dem wachsenden Markt für interkulturelle Beratung betrachtet. Erst würde ich Erfahrungen in der Geschäftswelt sammeln und unglaublich erfolgreich darin sein, die interkulturellen

Kommunikationsfähigkeiten von Topmanagern zu verbessern, und dann würde ich meine eigene Kulturberatungsfirma aufmachen. Ich wollte durch die Weltgeschichte jetten, Diplomatenfamilien auf ein neues Dienstland vorbereiten, das grüne Image kleiner Länder aufpolieren, um dort den Ökotourismus zu stärken, und aufstrebende Politiker beraten, die meinten, von ihrem Garten aus direkt auf Russland blicken zu können.

Und dann kam mir das Leben in die Quere.

Es ärgerte mich stets phänomenal, wenn ich im Fernsehen diese Frauen hörte, die ein Riesengehalt verdienten, von Geburt an reich waren oder auf eine tolle familiäre Unterstützung bauen konnten. Wie sie auf ihrem hohen Ross saßen und uns anderen Müttern erklärten, bloß nicht unsere Karriere zu vernachlässigen, da es uns sonst nie gelingen würde, wieder einzusteigen. Wir sollten einfach unseren Träumen folgen und auf Teufel komm raus unseren Zielen treu bleiben.

Aber was, wenn jede Minute deines Tages und deine ganze Kreativität dafür draufgehen, das Geld aufzutreiben, mit dem du die Rechnungen bezahlen kannst? Was tun, wenn du dir kein Au-pair-Mädchen leisten kannst? Wenn du dir nicht einmal einen gewöhnlichen Babysitter leisten kannst? Und was tun, wenn alle Babysitter der Welt nicht helfen würden, weil deine dreijährige Tochter so große Angst davor hat, dass du sie ebenfalls im Stich lässt, dass sie sich ein ganzes Jahr lang ständig an deinem Bein festklammert und du sie manchmal selbst beim Staubsaugen durch alle Zimmer schleppen musst?

Endlich gab die Rattentante Ruhe und legte auf. Ich warf mir den Rest der Teigtasche in den Mund, nahm

mir eine halbe Sekunde Zeit, um die Schärfe des Ingwers und der Frühlingszwiebeln zu genießen, und schob ebenfalls meinen Stuhl zurück.

Anschließend streckte ich den Kopf ins Wohnzimmer. »Du schaltest jetzt sofort den Fernseher aus und kommst an den Esstisch zurück, ich zähle bis drei.«

Anastasia beachtete mich nicht.

»Eins.«

Sie beachtete mich immer noch nicht.

»Zwei.«

»Mom«, bat sie, »Es ist fast vorbei.«

»Anabanana ...«, sagte ich.

Sie sprang auf. »Nenn mich nicht so. Das ist ein Babyname.«

Mit diesen Worten stürmte meine Tochter, dieser Dreikäsehoch in violetten Leggings und gestreiftem T-Shirt-Kleid mit dem leeren Teller in der Hand an mir vorbei. Sie schob ihren glänzenden rosafarbenen Haarreifen mit einer Hand zurecht und setzte sich wieder an den Küchentisch. Ich bemühte mich sehr, ihr die festen, beständigen Grenzen zu setzen, die alle Kinder brauchen, aber im Geheimen liebte ich ihre kleinen Akte der Rebellion. Ich deutete sie als ein Zeichen von Fortschritt, als den Beweis, dass sie die Vergangenheit nicht nur überlebt hatte, sondern nun endlich aufblühte. Sie hatte Freundinnen, sie hatte gute Noten und sie las gerne.

Das Letzte, was wir brauchten, war, dass Seth in unser Leben zurückkam und alles wieder ins Chaos stürzte.



Meine Telefonschicht ging heute Abend von sechzehn Uhr bis Mitternacht. Nachdem ich Anastasia ins Bett gebracht hatte, brühte ich mir eine Tasse Earl Grey auf, um wach zu bleiben. An manchen Abenden läutete das Telefon ununterbrochen, und ich redete nonstop über Gruppenrabatte, Reiseversicherungen und die Vorzüge, die zum Beispiel die Provence gegenüber Paris hatte. Währenddessen wusch ich das Geschirr ab oder legte die Wäsche zusammen. Ich hatte mich so daran gewöhnt, meinen Kram zu erledigen, während ich ins Headset sprach, dass ich einmal sogar die Toilette spülte, während ich mich mit einer Frau über eine Tour zu den Galapagosinseln unterhielt.

»Was war denn *das*?«, fragte sie.

»Einfach nur ein Wasserfall«, antwortete ich. »Der Iguaçu, wissen Sie? Der liegt an der Grenze zwischen Brasilien und Argentinien.«

»Oh«, sagte sie nur. »Können Sie mir auch Material zu dieser Reise schicken?«

Aber heute Abend war es ruhig. Unheimlich ruhig. Zweimal stand ich auf und ging zum Wohnzimmerfenster, von dem aus ich auf die Straße blicken konnte. Ich zog den Vorhang gerade so weit auf, dass ich hinausspähen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. So angestrengt ich auch schaute, ich konnte dennoch keine Spur von Seth entdecken. Aber ob er nun wirklich dort draußen stand oder nur am Rand unseres Lebens lauerte, ich konnte ihn spüren.

Als die große, alte Uhr an der Wohnzimmerwand ihren langen, spitzen Zeiger auf Mitternacht schob, nahm ich das Headset ab und erhob ich mich von der Couch.

In aller Ruhe ging ich zum Schlafzimmer. Es gab keinen Grund zur Eile. Denn schon vor langer, langer Zeit hatte sich mein Leben in ein Schneckenhaus verkrochen.

Drei

Etwa vor einem Jahr hatte sich Anastasia den Kuss an der Bushaltestelle verboten. Seitdem verabschiedeten wir uns im Haus voneinander, bevor ich mich auf die Treppenstufen vor unserer Haustür setzte und nach möglichen Kidnappern und Pädophilen Ausschau hielt. Sie wartete währenddessen mit den anderen Kindern und tat, als wäre ich nicht da.

»Hallo«, sagte meine Nachbarin Cynthia und kam zu mir herüber. Einen Moment lang sah es sogar so aus, als würde sie sich neben mich auf die Betontreppe setzen. Ob nun der potentielle Schaden an ihrem Tennisrock oder an ihrer Maniküre sie daran hinderte, würde ich wohl nie erfahren. Stattdessen stellte sie sich neben mich und stützte sich an dem Metallgeländer ab.

»Hallo«, antwortete ich, ohne Anastasia aus den Augen zu lassen. Ich würde das niemals jemandem eingestehen, aber obwohl sie inzwischen in die vierte Klasse ging, schnürte es mir immer noch jedes Mal ein bisschen die Kehle zu, wenn der Bus mit ihr wegfuhr.

Cynthia nahm die Hand vom Geländer und betrachtete sie prüfend.

»So was nennt man Rost«, sagte ich.

»Wir sind heute aber empfindlich«, entgegnete sie.

»Mein Gott, listig finde ich dich eigentlich nie.«

Während ich über ihren morgendlichen Wortverdreh-